

KLAUS TENFELDE

Alltag und Überlieferung.

Zur Bergarbeiterdichtung im Ruhrgebiet bis 1914*

Die Traditionen und Motive der Bergarbeiterlyrik, wie sie in den Jahrzehnten zwischen 1890 und 1914 ersten Höhepunkten dichterischer Gestaltungskraft zustrebte, reichen weit in die Geschichte des mitteleuropäischen Bergbaus zurück. Friedrich Walter, ein dem Christlichen Gewerkverein der Bergarbeiter nahestehender Verfasser, umschrieb in einem Gedicht „Zum Kaisergeburtstag“¹ im Organ des Gewerkvereins, dem „Bergknappen“, im Jahre 1911 unter engem Bezug zu solchen bergbaulichen Traditionen die Wertvorstellungen und berufsständischen Leitbilder folgendermaßen:

Drei Dinge sind's, die der Knappe ehrt:

Die ihm nichts und niemand ersetze.

Drei Dinge hält der Knappe wert

Als köstliche, hohe Schätze:

Gott ist's, sein Stand und der Kaiser!

Sein Stand ist ihm wert, und er hält ihn gar hoch,

Er weiß, was dem Seinen er schuldet.

Doch frei will er sein. Es gibt kein Joch,

Keine Knechtschaft, die lange er duldet,

Er ist gleich den Besten im Lande.

In ganz anderer Weise kehrt die berufsständische Tradition hingegen in einem nicht zufällig mit „Ein Bild“ überschriebenen Gedicht von Heinrich Kämpchen, dem 1847 geborenen, neben Gerrit Engelke und Otto Wohlgemuth wohl bekanntesten Bergmannsdichter, wieder. Kämpchen ruft aus:²

* Vortrag, gehalten vor dem Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, Münster, am 31. 10. 1979. Für den Druck wurde die Vortragsfassung beibehalten, jedoch durch Belege und knappe Literaturhinweise ergänzt.

1 Der Bergknappe Nr. 3/1911; s. auch „Dem Kaiser“ von F. Walter: ebd. Nr. 24/1913 (zum 25jährigen Regierungsjubiläum); „Kaisergeburtstag in der Grube“ von Ludwig Kessing, ebd. Nr. 5/1914.

2 Zit. n.: Schwarze Solidarität. 85 Jahre kämpferische Bergarbeiterdichtung, hrsg. v. Walter Köpping, Oberhausen 1974, S. 21. Zu diesem Gedicht s. auch Frank Trommler, Sozialistische Literatur in Deutschland. Ein historischer Überblick, Stuttgart 1976, S. 221-223.

Graue Halden, dürr und kahl,
Schlote, die zum Himmel ragen,
Menschenleiber, welk und fahl,
die stets hasten, die sich plagen.

Sprecht vom Kohlengrüberstand
oft mit klügelnder Gebärde –
Das ist Kohlengrüberland!
Das ist unsere Heimateerde!

Das beiden Gedichten in scharf gegensätzlicher Deutung unterliegende Leitmotiv ließe sich prägnant, doch auch ein wenig fehlleitend unter der Schlagwortchronologie „Vom Stand zur Klasse“ zusammenfassen. Doch steckt jedenfalls mehr in den Versen. Friedrich Walter beschwört aus hehrem Anlaß eine längst verlorene ständische Freiheit, die ihm gar – man bedenke die Reihenfolge: Gott, Stand und Kaiser – vor aller weltlichen Gewalt hervorgehoben erscheint. „Wir gaben alle Rechte“, so heißt es in einem anderen, dem Gedenken der Befreiungskriege „Vor hundert Jahren“ gewidmeten Gedicht von Walter,³ „einst in des Fürsten Hand“, jedoch:

So soll man uns auch hören,
Wenn grimme Not es heischt,
Wenn jährlich so viel Opfer
Der Würger Tod zerfleischt. –

also auch auf dem christlichen Flügel der Bergarbeiterbewegung keine bloße Verherrlichung der weltlichen neben der außerirdischen Autorität, sondern aus ständischer Grundhaltung geborene Kritik. Treue und Loyalität dem christlichen Kaiser – ja, jedoch unter Einforderung der Gegenleistung, der Fürsorge um das leibliche Wohl, der ständischen Freiheit, kurz: Rechte um Pflichten, Pflichten um Rechte.

Völlig anders dagegen Kämpchen: Für ihn ist das Wort vom Bergarbeiterstand, und mit ihm die Erinnerung an das „goldene Zeitalter“ der Bergbaugeschichte, nichts als, wie es in der außerordentlich treffenden Metapher heißt, „klügelnde Gebärde“, mißt man die Erinnerung an der Gegenwart, den Schein am Sein des tristen Alltags von Arbeit und Leben im Revier. Zwei unterschiedliche Deutungen vom Wert und Unwert des Standesbegriffs liegen mithin in diesen Beispielen vor, wobei die eine den Stand gleichsam beim Worte nimmt, nämlich für die alten Pflichten auch alte Rechte einfordert, während die andere die Idee als Ideologie zu entlarven sucht, als gänzlich unangemessene, eher bestimmten Interessen zuträg-

3 Der Bergknappe Nr. 11/1913.

liche, „klügelnde“, „gebärdenhaft“ erstarrte Deutung einer von Leid und Opfer gezeichneten Arbeitswelt. Zwei ganz unterschiedlich motivierte, ganz unterschiedlichen Daseinserfahrungen – und auch Daseinswerten! – zuzuordnende Deutungen also von Wirklichkeit im Revier, die sich den Problemfeldern „Standesgeschichte“, Erinnerung an eine vielleicht nur scheinbar bessere Vergangenheit als Stand auf der einen, Alltagswirklichkeit, Leiden und Hoffen und Wünschen im unabänderlichen Arbeitsschicksal auf der anderen Seite zuschreiben lassen.

Es sind diese beiden Problemfelder, denen hier im Spiegel der Bergarbeiterdichtung nachgegangen werden soll. Es geht dabei nicht vorrangig um eine eher philologische Untersuchung dieses Genres beispielsweise unter dem Aspekt einer gleichwohl lohnenden Formanalyse. Für den Sozialhistoriker genießt Bergarbeiterdichtung⁴ einen anderen Stellenwert: den einer Quelle, und zwar eines historischen Dokuments ganz besonderer Art, die auch eigene Wege der Quellenkritik erfordert. Denn Lyrik ist gewiß nicht oder doch nicht in erster Linie die aussagekräftigste Quelle, durch die sich historische Wirklichkeit und Wahrheit, wie man heute gern sagt, „rekonstruieren“ ließe. Hierzu verfügt die Wissenschaft über andere, weit präzisere und umfassendere, doch nicht gleich wahrheitsnähere Quellen. Was Lyrik hingegen kann: eine jeweilige historische Wirklichkeit im Spiegel ihrer zeitgenössischen Sinndeutung, vor dem Hintergrund eines zeitgenössischen Werthorizonts nahebringen, der Möglichkeiten der Verarbeitung und Bewältigung solcher Wirklichkeit erlaubt – und sei es durch die gewiß individualisierende Brille des Dichters, weshalb stets zu beachten ist, wer für wen dichtet und wer diese Gedichte liest.

Um diese Fragen gleich, knapp genug, zu beantworten: „Bergarbeiterdichtung“ läßt sich durch drei Merkmale, nämlich als *Dichtung von Bergleuten für Bergleute über die Bergarbeit und das Bergarbeiterdasein* vergleichsweise eng, jedoch, begünstigt durch die Fülle der Überlieferung, um so präziser bestimmen. Es wird noch zu zeigen sein, welche Bereiche von Bergbaudichtung damit nicht

4 Die Zusammenstellung und Ordnung der Überlieferung zur Bergarbeiterdichtung ist insbesondere dem langjährigen Leiter des Dortmunder Archivs für Arbeiterliteratur, Fritz Hüser, und dem Mitarbeiter in der Industriegewerkschaft Bergbau und Energie, Walter Köpping, zu danken. An Anthologien vgl. Anm. 2 sowie: Anklage und Botschaft. Die lyrische Aussage der Arbeiter seit 1900, hrsg. v. Friedrich G. Kürbis, Hannover 1969; Wir tragen ein Licht durch die Nacht. Gedichte aus der Welt des Bergmanns, hrsg. v. Fritz Hüser/Walter Köpping, Bochum 1960 (alle Werke mit Kurzbiographien der Autoren im Anhang); Heinrich Kämpchen, Das Lied des Ruhrkumpels, hrsg. v. Waltraut Seifert/Erhard Scherner, Berlin [0] 1960. Zur Deutung s. bes. Walter Köpping, Vom Standesbewußtsein zum Klassenbewußtsein. Das Beispiel der Bergmannsdichtung, in: Arbeiterdichtung. Analysen – Bekenntnisse – Dokumentationen, Wuppertal 1973, S. 92-106. Aus der älteren Literatur s. u. a. Erich Sieburg, Bergmannsdichtung, in: Hellweg. Wochenschrift für deutsche Kunst 3 (1923), S. 44f.; Karl Ecks, Die Arbeiterdichtung im rhein.-westf. Industriegebiet, phil. Diss. Münster 1924 (Borna-Leipzig 1925); Das Ruhrrevier in der deutschen Dichtung, hrsg. v. O. E. Hesse, Berlin 1923; sowie: Josef Büscher, Von deutscher Bergmannsdichtung, in: Der Anschnitt 23 (1971) H. 6, S. 12-17, 24 (1972) H. 1, S. 14-19, H. 3, S. 13-21 (mit weiteren Hinweisen auf Werkeditionen einzelner Dichter).

erfaßt werden. Jedenfalls handelt es sich bei den so eingegrenzten Zeugnissen ausschließlich um Gedichte aktiver Bergarbeiter, die gezielt für ein Bergarbeiterpublikum geschrieben wurden. Dies erweist sich insbesondere aus dem weit überwiegenden Veröffentlichungsort der Bergarbeiterlyrik, der gewerkschaftlichen Verbandspresse nach 1890. Man könnte, weitergehend, auch politische Kriterien zur Merkmalsbestimmung einbeziehen; so galten Ludwig Kessing und Heinrich Kämpchen den Zeitgenossen sozusagen als Verbandsdichter – der eine auf der christlichen, der andere auf der sozialdemokratisch-freigewerkschaftlichen Seite des politischen Spektrums. Eine solche Zuordnung scheint freilich bei allen, an den Eingangsbeispielen hervorgehobenen Unterschieden und Nuancen politischer Provenienz vor dem Hintergrund von Bergarbeit und Bergarbeitergeschichte wenig treffend.

Daß die wichtigsten Zeugnisse der Bergarbeiterlyrik in der Verbandspresse erschienen sind, daß sogar, weitergehend, nahezu jede Ausgabe dieser Zeitungen ein solches Gedicht enthielt und, oft genug, damit – vor agitarorischem Appell und politischem Leitartikel – begann, dieser Umstand läßt vermuten, wie sehr den Bergarbeitern als Verbandsmitgliedern auch die dichterische Beschreibung von Gegenwart als ein angemessenes Medium galt, als eine Form also, die nicht nur Bildung und Kultur vorspiegelte, sondern die man als normal empfand, die als geläufige literarische Mitteilung galt und damit mehr war als, wie man kritisch meinen könnte, ein übergestülptes bürgerliches Korsett, ein Symptom für Verbürgerlichung der Arbeiterschaft also. Dichtung dieser Art war nichts spezifisch Bürgerliches, war kein Kult einer anderen Klasse, den man zu bekämpfen hatte, weil der Klassengegner allemal zu bekämpfen war. Bergarbeiterlyrik umschloß vielmehr von Autoren und Adressaten gleichermaßen geteilte Erfahrung und Empfindung. Dies schloß nicht aus, in ihr ein weiteres Instrument im Kampf um Recht und Menschenwürde zu formen, also ein Agitationsmittel, oft gar im Kampf ein Schwert, von dem das Blut troff. Jedenfalls aber, und auf diese Aussage kommt es hier an, war Bergarbeiterdichtung kein Medium von Elfenbeinturm-Ästheten in der proletarischen Wohnküche, sondern gängige, rezipierte Mitteilungsform, etwas durchaus Alltägliches. Sie hatte vor 1914 einen anderen Stellenwert als das, was heute unter dem Rubrum „Arbeiterliteratur“, „Industriedichtung“ oder auch „Werkstattlyrik“ veröffentlicht wird.

Bergarbeiterdichtung ist, auch dies zeigen die einleitend zitierten Beispiele, eine vielfach eindrucksvolle Artikulationsform von und für Menschen, die eben nicht an den Errungenschaften der bürgerlichen Welt teilhatten, vielmehr tagtäglich Gefahr und Entbehrung erlitten, von politischer Mitgestaltung und unbehinderter Interessenvertretung weithin abgeschnitten waren und im Arbeitsprozeß einem ungleich mächtigeren Gegner gegenüberstanden. In der Fülle der Überlieferung findet die Bergarbeiterdichtung in anderen Gewerben nichts Vergleichbares, und auch in der gestalterischen Tiefe erscheint sie als proletarische Dichtung unübertroffen. Gerade die nach Umfang und Qualität prominente

Stellung der Bergarbeiterdichtung im Rahmen der Arbeiterdichtung bedarf freilich, ebenso wie die angedeutete Selbstverständlichkeit und Alltäglichkeit von Wirklichkeitsdeutung durch das Medium „Gedicht“ mindestens in der organisierten Bergarbeiterschaft, der Erklärung. Warum also eine ausgeprägte Lyrik in einem Beruf wie dem des Bergbaus, und zwar eine Lyrik, die eben nicht von führenden Berufsvertretern, sondern von der Arbeiterschaft getragen wurde?

Dichtung im Bergbau ist, so kann man überspitzt sagen, uralte: sie reicht bis in die Anfänge jener spezifischen kontinentaleuropäischen Bergbaukultur zurück, aus deren Traditionen das Gewerbe gelegentlich noch heute zehrt.⁵ Mag es schon in der Antike Spuren solcher Bergbaukultur gegeben haben, so sind ihre bis heute wirkenden Merkmale doch im wesentlichen mit dem immensen Aufschwung des kontinentalen Edelmetallbergbaus etwa seit dem 12. und 13. Jahrhundert, insbesondere dann um die Wende zur Neuzeit ausgestaltet worden. Neben dem älteren Freiburger Silberbergbau wären die Silbererzfunde in Schneeberg 1470 als Ausgangsdaten dieser Entwicklung zu nennen. Sachsen und das Erzgebirge waren Zentren der Entfaltung dieser Bergbaukultur, die ihrerseits, zum Beispiel in den Harz, ausstrahlte, aber sich andernorts, etwa im alpinen Edelmetallbergbau und im Salzbergbau, auch eigenständig entwickelte. Es sind vor allem drei Ursachen, auf die die Entstehung dieser einzigartig geschlossenen Bergbaukultur zurückgeführt werden kann: zunächst die geologisch bedingte Massierung der Fundorte in bestimmten, häufig abgelegenen Regionen, in denen dann vielfach Bergbaukommunen aufblühten; zweitens der eigene, unverwechselbare Charakter der Bergarbeit als Untertage-Arbeit, die in einer Zeit, in der Unverstandenes gern zum Mystischen verklärt wurde, zu mancherlei künstlerischen Ausdrucksformen anregte; schließlich das aus dem fürstlichen Bergregal abgeleitete Sonderrecht des Bergbaus, das sich in eigenen Rechtsformen für Schürfung, Mutung und Betrieb niederschlug, insbesondere aber, weil das Interesse der Landesherren an einem einträglichen Bergbau zur Aufbesserung der Staatsfinanzen im Vordergrund stand, die bergbauliche Sozialordnung bestimmte. Bergarbeiter wurden, um ihrer in genügender Zahl sicher zu sein, durch Sonderrechte wie Werbe- und Steuerfreiheit privilegiert und in einem ständischen Corpus, der Knappschaft, zusammengefaßt sowie gegen Krankheit, Unfall und sonstige Schädigung fürsorglich gesichert.

Auf diese Weise entstanden vielerorts eigene Bergstädte mit Sonderverfassung als kulturelle Zentren, in denen der Bergbau auf alle Formen des Zusammenlebens, darunter gerade auch kirchliche Bräuche, abstrahlte. Die Bergbaukultur nahm mancherlei Gestalt an; Dichtung ist nur eine, und zunächst gewiß nicht die bedeutendste, aus der Reihe dieser Überlieferungen. Die früheste Bergarbeiter-

⁵ Vgl. mit weiteren Hinweisen: Klaus *Tenfelde*, Bergarbeiterkultur in Deutschland. Ein Überblick, in: *Geschichte und Gesellschaft* 5 (1979), S. 12-39; ders., Das Fest der Bergleute. Studien zur Geselligkeit in der Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert, in: *Arbeiterkultur*, hrsg. v. Gerhard A. Ritter, Königstein 1979, S. 209-245.

dichtung im Sinne der vorgestellten engen Definition, als Dichtung von Bergarbeitern also, dürfte Spruchdichtung gewesen sein; daneben ist bald eine Lieddichtung entstanden, die von den Bergbehörden frühzeitig gepflegt wurde. Bei diesen zahlreichen Bergliedern, deren Sammlung und Interpretation wir dem Marburger Volkskundler Gerhard Heilfurth⁶ verdanken, ist jedoch die Verfasserschaft nicht immer zu klären; mir scheint, als ob es sich weitgehend, und mit der Zeit zunehmend, um eine häufig religiös geprägte Dichtung der bergbaulichen Führungsschicht, besonders der Bergbeamten, gehandelt habe. Dies dürfte in geringerem Maße auch für die reichgegliederte, naturgemäß religiösem Einfluß offene Sagen- bzw. Legendenbildung zutreffen. Indessen hat das Berglied unzweifelhaft starke Popularität im „Bergvolk“ genossen, was unter anderem aus der Einrichtung besonderer, aus der Bergamtskasse besoldeter „Sängerbanden“ deutlich wird; die eigene Bergkapelle, das auch im Ruhrgebiet verwurzelte „Bergmusikchor“ hat in dieser Vokalmusik seinen Ursprung.

Das ältere „Bergvolk“, die „Berggemeinde“ oder auch „Bergstadt“ suchte und fand Gelegenheiten, als Knappschaft „gehörig uniformiert“ und unter den Klängen der Sängerbanden oder „Bergoboisten“ Geselligkeit zu pflegen, ständische Geschlossenheit im Fest zu demonstrieren. Das „Bergfest“, wie es vielerorts frühzeitig hieß, symbolisiert wie kein anderes Geschehen die Lebensfreude, den kulturellen Reichtum, das Selbst- und Ehrbewußtsein des Standes, seine vollkommene Loyalität gegenüber Kirchen und fürstlicher Gewalt. Anlässe boten sich genug: so bei Gelegenheit der Mutung oder Beleihung, zur quartalsweisen Rechnungslegung vor dem Bergamt, als jährliches Knappschaftsfest, zur Kirchweih oder zu Heiligengedenktagen, insbesondere denen St. Barbaras, St. Daniels und anderer, schließlich auch bei Fürstenbesuchen in Gestalt der Einholung, die auf antike Vorbilder zurückgeht und als „joyeuse entrée“ oder „trionfo“ Eingang in die Repräsentationspflege wohl aller europäischen Fürstenhäuser fand. Zu solchen Gelegenheiten formierte sich das Bergvolk, sang oder deklamierte seine Lieder, feierte gesellig und, oft genug, auch üppig. Dichtung in diesem Rahmen war in erster Linie Gebrauchsdichtung: abgefaßt zu herausgehobenen Anlässen und aus solchen Anlässen deklamiert und aufgezeichnet. Sie war noch kein inniges Selbstempfinden, kein Vorgang der Reflexion von Empfindung – vielmehr Standes- und Herrscherverherrlichung, Loblied des eigenen Besonderen, auch dann, wenn sie eher alltäglichen Ereignissen, Beerdigungen von Kameraden etwa oder deren Hochzeiten, auch dem Mysterium des Berufs an sich, seiner ewigen Dunkelheit, seiner Symbolkraft im Oben und Unten, im Hell und Dunkel gewidmet war.

6 Gerhard Heilfurth, *Das Bergmannslied. Wesen – Leben – Funktion. Ein Beitrag zur Erhellung von Bestand und Wandlung der sozialkulturellen Elemente im Aufbau der industriellen Gesellschaft*, Kassel/Basel 1954; vgl. ders., *Bergmannslied*, in: *Handbuch des Volksliedes*, Bd. 1, München 1973, S. 761-778; sowie: *Bergreihen*, hrsg. v. G. Heilfurth u. a., Tübingen 1959.

Den bergbauverbundenen Herrscherhäusern lag die Pflege dieses Kulturkosmos am Herzen, und sie haben sich gelegentlich, so wiederum in Sachsen, gar selbst mit den Insignien des Bergbaus zu schmücken bemüht. Bis in das späte 18. Jahrhundert hinein reichen diese Bestrebungen. Erst der strukturelle Niedergang der mitteleuropäischen Erz- und Edelmetallreviere infolge der außereuropäischen Erzfunde läutete ein Ende dieser Bergbaukultur ein, das sich seinerseits über Jahrzehnte, ja, Jahrhunderte hinzog. An der Schwelle der Industrialisierung stand zudem eine fundamentale Umwälzung in den Voraussetzungen dieser Bergbaukultur: der Übergang zur vorrangigen Gewinnung des billigen Massenförderguts, der so völlig unpretiösen, so schmutzigen Kohle, die künftig als gewiß bedeutendster Rohstoff die Industrialisierung vorantreiben sollte. Freilich war für das langsame Absterben der alten Bergbaukultur wohl nicht so sehr das neue Fördergut, sondern vielmehr die mit ihm verbundene regionale Verlagerung der Fundstätten von Bedeutung. Das Ruhrgebiet ist nur eines unter mehreren Beispielen für die Herausbildung neuer Industrielandschaften unter dem Einfluß der Kohle.

Dennoch sind, trotz dieser tiefgreifenden Kontinuitätsbrüche, Elemente der alten Bergbaukultur auch in den neuen schwerindustriellen Wirtschaftsregionen heimisch geworden, wenn es auch nicht mehr gelang, die alte ständische Geschlossenheit kulturell zu etablieren. Die Ursache dafür, daß diese Verpflanzung teilweise gelang, lag in der Rechtskontinuität vom alten Metall- zum neuen Fossilbergbau, dessen Anfänge ebenfalls der landesherrlichen Jurisdiktion und Oberaufsicht im sogenannten Direktionsprinzip unterlagen.⁷ Damit notwendig verbunden war die Verpflanzung der alten Behördenhierarchie vom Revierbeamten über Bergamt und Oberbergamt zur Berghauptmannschaft in die neuen Kohlenreviere, und es ist diese stark gegliederte, im fachtechnischen Wissen gutgebildete und gesellschaftlich führende Elite der Bergbeamten, die zur Trägerschicht einer Kulturkontinuität vom alten zum neuen Bergbau wurde. Es war auch diese Trägerschicht, die den Bergmann zum Kulturpionier stilisierte, die den Mythos seines Standes pflegte, und das durchaus im eigenen Interesse. Nicht zufällig lassen sich gerade im Bergbau, und in besonderem Maße im Zeitalter der Romantik, enge, gar verwandtschaftliche Bindungen zwischen der bergtechnischen Führungsschicht und der geistigen Elite der Nation feststellen. Das beginnt mit den Klassikern, mit Schiller und Goethe, dem Ilmenauer Bergmann; anderen Bergbeamten, darunter niemand geringerer als ein Novalis oder Theodor Körner, verdanken wir bemerkenswerte dichterische Zeugnisse über den Bergmannsberuf, und auch E. T. A. Hoffmann, Johann Peter Hebel oder Peter Rosegger ließen sich von der suggestiven Kraft des bergmännischen

⁷ Zur Frühgeschichte des Ruhrbergbaus s. u. a. Georg Schreiber, *Der Bergbau in Geschichte, Ethos und Sakralkultur*, Köln/Opladen 1962, S. 562-581.

Berufslebens anregen.⁸ Diese Zeugnisse reichen bis in die Gegenwart, bis in die sozialkritische Literatur seit Ende des 19. Jahrhunderts, in der ein Roman wie Emile Zolas „Germinal“, übrigens mit der detailfreudigen Beschreibung eines Bergfests, einen prominenten Platz einnimmt. In solcher Dichtung tritt uns freilich der „einfache“ Bergmann kaum als Literaturproduzent entgegen; es sind vielmehr im Kern die bergbaulichen Führungsschichten, die, vom Alter der Bergbauproduktion und der Bergbaukultur und von der ständischen Geschlossenheit ihres Daseinskreises fasziniert, die bergbauliche Tradition pflegen. Gewiß hat es volkstümliche Gebrauchsdichtung, Sagen- und Spruchdichtung gegeben, die in den unteren Schichten des „Bergvolks“ wenn nicht entstand, so doch lebendig blieb. Ähnlich lassen sich in dem großen Themenkreis „Bergbau und Bergmann in der Kunst“⁹ Formen wie die volkstümliche Plastik, wie Lied und Musik nachweisen, die auch in den unteren Rängen des Bergmannsstandes gepflegt wurden oder gar entstanden; allerdings sind auch in diesem Bereich die bedeutendsten Zeugnisse aus der zeitweise engen Verschwisterung von Bergbau und Kirche bzw. als bergbauliche Auftragskunst entstanden.

Die alte Bergbaukultur hat vielmehr eine andere, weit umfassendere Bedeutung in die industrielle Gegenwart getragen: jene als Erinnerung und, in deren Verklärung, als illusionärer Werthorizont auf der einen, als Fundus von Tradition und Motivlieferant auf der anderen Seite. Formal gesehen, haben die Traditionen der alten Bergbaukultur aus den bereits angedeuteten Gründen die neuen Kohlenreviere allerdings, obwohl sich die Bergbeamenschaft lebhaft um die Rekonstruktion des ständischen Kosmos bemühte, nur fragmentarisch erreicht. So gelang zwar der Aufbau von Knappschaften mit ihren mancherlei Formen der Standespflege, und die Bergmusik verband sich gelegentlich mit örtlichen Traditionen und Gepflogenheiten, aber schon die Wiedereinrichtung des alten Bergfestes gelang nur in Ansätzen, und auch im Berglied wirkte sich der Einfluß des Kunstliedes nicht notwendig zugunsten größerer Volkstümlichkeit aus.¹⁰ Man sang solche Lieder bei örtlichen Knappschaftsfesten oder Hochzeiten, wie etwa eine eigens von der Zeche Wiesche bei Mülheim in den 1830er Jahren aufgelegte Liedsammlung „Grubenklänge“¹¹ bezeugt. Und in diesen Liedern finden sich zahlreiche Motive der alten Bergbaukultur bezeugt: die Hell/Dunkel-Symbolik, der Berggeist-Bezug, das beschwörende Besingen der Berufsgefahren und des Todes etwa in der Verherrlichung der „letzten Grubenfahrt“ und vieles ähnliche.

8 Vgl. etwa Gerhard Schulz, Novalis und der Bergbau in: Bergbau und Bergleute, Berlin [0] 1955, S. 242-263.

9 S. etwa: Marcel N. Barbier, Bergbau und Kunst im Laufe der Jahrhunderte, Paris 1956; Heinrich Winkelmann u. a., Der Bergbau in der Kunst, Essen 1958.

10 Vgl. etwa Herbert Lommatzsch, Die bergmännische Kunstdichtung der Oberharzer im 19. Jahrhundert, in: Der Anschnitt 25 (1973) H. 1, S. 18-24, H. 2, S. 7-11.

11 Grubenklänge, eine Liedersammlung für Bergleute . . ., hrsg. v. d. Gewerkschaft der Zeche Wiesche . . ., Mülheim a. d. Ruhr, 2. Aufl. 1840 (zuerst 1838. Bergbau-Archiv Bochum).

Solche motivische Überlieferung stützte sich bis etwa zur Jahrhundertmitte durchaus noch auf eine soziale und Rechtsrealität, die den Bergleuten neue ständische Geschlossenheit zu geben versuchte, ihnen das ständische Wertgefüge, jenen Bezug auf den „obersten Bergherrn“, den Monarchen, als höchste wertstiftende Instanz und das Wechselverhältnis von Treue, Pflicht und Gehorsam auf der einen, von Sicherheit und Fürsorge auf der anderen Seite nahebrachte, es sie glauben machte.

Dieser neue ständische Kosmos ist, kaum war er geboren, mächtig erschüttert und bald darauf im materiellen Sinn zerstört worden. Seit um 1850 datiert die Industrialisierung im Ruhrrevier. Die Folgen der Industrialisierung¹² haben die wirtschaftlichen, rechtlichen und sozialen Voraussetzungen der alten Bergbaukultur endgültig zerstört, und zwar in doppelter Hinsicht:

Erstens entblößte die Bergrechtsreform der Jahre 1851 bis 1865 die Bergleute von ihren noch verbliebenen ständischen Rechten und Pflichten. Das alte Recht auf Arbeit und angemessenen Lohn schwand zugunsten freier marktwirtschaftlicher Existenzbedingungen. Die Knappschaft, ehemals das bedeutendste Instrument der Standespflege, degenerierte zum bloßen Versicherungsinstitut für die Wechselfälle proletarischen Daseins.

Zweitens erwiesen sich die älteren Formen der merkantilistischen Wirtschaftsorganisation schon aus Gründen innerer Effizienz angesichts Massenproduktion, wirtschaftlicher Konzentration, Großbetrieb und Ausweitung der Absatzmärkte als überlebt.

Hunderttausende von Bergleuten, eine Jahresförderung von Millionen von Tonnen, ließ sich nicht mehr nach ständischem Vorbild unter einer weit nach unten gegliederten Obrigkeit organisieren. So wurden in den frühen 1860er Jahren die älteren, kaum über 1 000 Bergleute erfassenden Bergreviere zu neuen Revieren mit bisweilen über 10 000 Bergleuten zusammengefaßt – freilich unter entscheidender Reduktion der obrigkeitlichen Ordnungskompetenz vor allem im sozialen Bereich.

Bergrechtsreform und industrielle Expansion gaben den Bergleuten auf der Grundlage fundamental veränderter Arbeits- und Lebensverhältnisse im Prinzip einen Grad an Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit, den wahrzunehmen und einzufordern sie Jahre des Erkennens und Lernens benötigten. Sie haben, von der fürsorglichen Geschlossenheit der ständischen Welt noch in der Erinnerung geprägt, nur sehr zögernd erkannt, daß sich das Rad der Geschichte nicht

12 Zu den sozialgeschichtlichen Erörterungen hier und im folgenden vgl. aus der jüngeren Literatur: Hans Dieter Krampe, *Der Staatseinfluß auf den Ruhrkohlenbergbau in der Zeit von 1800 bis 1865*, Köln 1961; Gerhard Adelman, *Die soziale Betriebsverfassung des Ruhrbergbaus vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg unter bes. Berücksichtigung des Industrie- und Handelskammerbezirks Essen*, Bonn 1962; Carl-Ludwig Holtfrerich, *Quantitative Wirtschaftsgeschichte des Ruhrkohlenbergbaus im 19. Jahrhundert. Eine Führungssektoranalyse*, Dortmund 1973; Klaus Tensfeld, *Sozialgeschichte der Bergarbeiterschaft an der Ruhr im 19. Jahrhundert*, Bonn-Bad Godesberg 1977.

zurückdrehen ließ. Was gern als konservative Grundhaltung der Bergleute apostrophiert wurde und wird,¹³ war nichts als die Weigerung, die neuen Gegebenheiten anzuerkennen, war das erbitterte Festhalten an gewohnten Verhaltensformen. Vor allem im ohnmächtigen bergmännischen Protest gegen die neuen Formen der Wirtschafts- und Arbeitsorganisation wurde dieser Konservatismus zwischen Jahrhundertmitte und Reichsgründung erkennbar: Man wandte sich zunächst in der Not seiner Beschwerden an den traditionell der Unabhängigkeit zwischen den Interessen verpflichtet geglaubten Behördenapparat oder ging, darüber gibt es zahlreiche Zeugnisse, den unmittelbaren Weg der Immediateingabe an den Kaiser als den „obersten Bergherrn“,¹⁴ als daß man zur kollektiven Arbeitseinstellung als dem angemessenen Instrument des Interessenkampfes gegriffen hätte. Auch vor diesem Hintergrund müssen die gegensätzlichen Positionen über den Bergmannsstand und die monarchische Autorität in den eingangs zitierten Gedichtbeispielen verstanden werden.

Bergrechtsreform und bergbauliche Expansion stellten mithin die tagtäglichen Daseinsverhältnisse der Bergleute auf eine völlig neue Grundlage. Der Kontinuitätsbruch älterer Traditionen wird vor allem im Bereich des bergmännischen Vereinswesens deutlich, das seit den 1850er Jahren, als Ersatz für die ehemals umfassend daseinsordnende Funktion der Knappschaft, überall im Industrievier aufblühte.¹⁵ Im Verein ließ sich der Verlust der gemeinschaftsfördernden Standesformen durch freie Initiative ersetzen, und nicht zufällig vollzog sich dieser Vorgang zunächst im Schoß der katholischen Kirche. Die ersten Knappenvereine waren strikt konfessionell gebunden und trugen fast den Charakter von Laienbruderschaften; in ihrer Organisationsform wurde freilich im Prinzip das bürgerliche Vereinsvorbild rezipiert. Diese Knappenvereine unter katholischer Prägung, denen sich seit den 1870er Jahren zunehmend freie Knappenvereine, ein Jahrzehnt später auch solche evangelischer Provenienz zugesellten, wurden nun, noch vor den gewerkschaftlichen Vereinigungen und diese insoweit später ergänzend, zu den Trägern einer neuen Bergarbeiterkultur. Was an Neuem am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft, in Familie und Kommune erfahren wurde, schlug sich im Knappenverein nieder. Schon die in den Knappenvereinen gängige *Gebrauchsdichtung* anlässlich regelmäßiger Vereins- und Stiftungsfeste offenbart

13 S. etwa Otto Hue, *Die Bergarbeiter. Historische Darstellung der Bergarbeiter-Verhältnisse von der ältesten bis in die neueste Zeit*, Bd. 1, Stuttgart 1910, S. 421.

14 Quellen bei Tenfelde, *Sozialgeschichte*, S. 608-627, sowie ders., *Bis vor die Stufen des Throns. Bittschriften und Beschwerden der Ruhrbergleute 1830 bis 1900*, in: *Geschichtsdidaktik* (1981), im Erscheinen. S. auch Eberhard Wächtler, *Zur Geschichte der Lage und des Kampfes der Bergleute im Staatsbergbau an der Saar von 1789 bis 1849*, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 1961/II, S. 231-294; ders., *Fortschritt und Tradition im deutschen Bergbau von 1807 bis 1848*, Leipzig 1970.

15 Ausführlich: Klaus Tenfelde, *Bergmännisches Vereinswesen im Ruhrgebiet während der Industrialisierung*, in: *Fabrik – Familie – Feierabend. Beiträge zur Sozialgeschichte des Alltags im Industriezeitalter*, hrsg. v. Jürgen Reulecke/Wolfhard Weber, Wuppertal 1978, S. 315-344.

diesen Zusammenhang, wenn auch das Moment katholisch-konfessioneller Daseinsdeutung zweifellos im Vordergrund steht.

Beispiele solcher Gebrauchsdichtung sind, obwohl zeitgenössisch in reicher Fülle entstanden, wegen ihres scheinbar geringen Werts nur verstreut überliefert und müssen an entlegenen Stellen aufgespürt werden. In einem Festgedicht zum 25. Stiftungsfest eines Knappenvereins in Essen-Steele im Jahre 1881 heißt es:¹⁶

Ihr lieben Kameraden, hört mich an,
Wie auch geschrieben steht,
Wie man Gott stets dienen kann,
durch Arbeit und Gebet.
[. . .]

Setzt man einen Stempel und schlägt daran,
Lassen wir es behagen,
Wir denken an den Kreuzesstamm,
Daran der Herr ward geschlagen.

Wenn man gewaltig schwitzen tut,
Denkt man dabei im Stillen,
Wie der Herr sein heilig Blut
Vergossen um unseretwillen.

Wenn man ein langes Bohr sich nimmt,
Denkt man sich auch dabei,
Wie des Herrn Seite ganz bestimmt,
Mit einem Speer durchstoichen sei.

In 20 Strophen verfolgt der Verfasser diesen Vergleich von Bergarbeit und Kreuzigungsgeschichte; der letzte Vers lautet:

Dies Gedicht ist entworfen, wenn auch nicht fein,
Im verflossenen Lenze,
Von einem Mitglied des Steeler Knappenvereins,
Vom Bergmann Heinrich Sense.

Man macht es sich zu leicht, wenn man voreilig die naive Metaphorik dieses Dichters abqualifiziert. Diese von Heilsgewißheit getragene, belehrende Deutung der Bergarbeit als biblischer Leidensweg ist in innigem Glauben formuliert

16 Nach dem im Stadtarchiv Essen überlieferten Festprogramm. „Stempel“ = Holzausbau in Strecke oder Streb; „Bohr“ = Bohrgestänge zum horizontalen Vortrieb, hier wohl noch der schweißtreibende Handbohrer im Gestein oder in harter Kohle.

worden. Sie leugnet ihre didaktische Absicht nicht und deutet Arbeit stets als Weg zum Heil:

Alle Arbeit, die wir tun,
Geschieht zu Gottes Ehre,
Dann können wir im Grab gut ruh'n,
Dies ist für uns die Lehre.

Das geistliche Klima der Knappenvereine bis in die 1870er Jahre spiegelt sich deutlich in diesen Versen. Sie sind aber auch formal mehr als nur triviale Vergleichsmetaphern: Man wird bei der Interpretation jene zeitgenössisch so beliebte, bis weit in die frühneuzeitliche und höfische Formenwelt zurückreichende Tradition und Theatralik der „Lebenden Bilder“ („tableaux vivants“) mitbedenken müssen. Religiös-erbauliche szenische Darstellungen der Heilsgeschichte, zunehmend aber auch der bergmännischen Arbeitswelt, sind von den Knappenvereinen oder ihren Theaterabteilungen seit der Jahrhundertmitte zu festlichen Anlässen vielfach dargestellt worden. In diesem Sinne verbindet das Gedicht szenisch ganz verschiedene Motive gewollt zu einer eigenen, zutiefst katholisch-christlichen Daseinsdeutung. Von ähnlicher Religiosität ist ein Zeugnis aus dem Siegerländer Bergbau getragen:¹⁷

Ich sterbe täglich, und mein Leben
Eilt immer zu dem Grabe hin;
Wer kann mir sichere Bürgschaft geben,
Daß ich noch morgen lebend bin!
Ich kleid mich an, der Lampe Licht
Leucht mir vielleicht zur letzten Schicht.
[. . .]
Herr aller Berge! Tod und Leben
Hast du allein in deiner Hand.

Was schon in den Versen von Sense anklingt, die Todesfurcht angesichts der Unfallgefahren der Bergarbeit, steht hier zentral. Daß der Lampe Licht zur letzten Schicht leuchten möge, ist in der Bergarbeiterwelt regelmäßig geübter Brauch bei Kameradenbeerdigungen, beim Weg zur „letzten Schicht“.

Nach der Jahrhundertwende, als sich auch die konfessionellen Knappenvereine der zeitgenössischen Fest- und Geselligkeitswut nicht zu entziehen vermochten, hat die religiöse Grundstimmung des Vereinslebens erkennbar an Boden verloren:

17 Zit. n. Josef Hoffmann, 800 m. unter der Heimat, in: Herforder Heimatbuch o. J., S. 99; vgl. ders., Der ewige Bergmann, 2 Bde. Rheinhausen 1958.

Auf! Glück auf!
Wack're Bergleut' kommt zu Hauf!
So, von Freud und Lust umgeben,
wollen wir heut fröhlich leben,
singen unser froh „Glück auf“.
Tief im Schacht
ist dunkle Nacht.
Doch, es schallen frohe Lieder,
kehren wir zu Tage wieder,
ist des Tages Schicht vollbracht.
Ach wie bald,
ach wie bald,
daß das letzte Glöcklein hallt!
Drum in Liebe fest verbunden,
froh benutzen wir die Stunden,
bis das letzte Stündlein schallt.

Das Gedicht findet sich zum Ende eines Programms des Knappenvereins Essen-Stoppenberg zu seinem 45. Stiftungsfest im Jahre 1910.¹⁸ Waren alle vorhergehenden Programmteile noch stärker vom kirchlichen Ritus getragen, so strahlten diese Verse vor allem Frohsinn, Vergnügen und Lebenslust aus – freilich mit dem Gegenbild der Nacht im Schacht, des letzten Stündleins. Sonne, Licht und Helligkeit symbolisieren dabei seit alters her die positive Wertschätzung von Freizeit und Festtreiben, während die „dunkle Nacht“ für des Tages Mühen, für allgegenwärtige Gefahren und Schicksalhaftigkeit der Bergarbeit steht.

Auch in diesem Beispiel religiös inspirierter Gebrauchsdichtung werden mithin die altvergangenen Floskeln und Metaphern wachgehalten, werden die Gegensätze von Arbeit und Freizeit, von Leben und Tod, von Opfer, Mühsal und Freuden im bekannten Bild fixiert. Die überkommene Daseinsdeutung bleibt wirksam, wird auf die längst tiefgreifend veränderten industriellen Arbeitsverhältnisse sinnföhlend übertragen. Neuen Deutungen und Bildern öffnet sich die Gebrauchsdichtung der Knappenvereine nicht.

Dieser Schritt blieb jenen dichtenden Bergleuten vorbehalten, die nach 1890 im Umfeld der beiden großen Bergarbeiterverbände Gelegenheit zur Selbstäußerung fanden, und zwar durchaus nicht mehr in Gestalt jener naiven Bescheidenheit, die noch die Schlußverse des Bergmanns Heinrich Sense auszeichnete. Man wird sich noch einmal die Entwicklung des Bergbaus und der Arbeitsverhältnisse im Ruhrrevier vor Augen führen müssen, um die geballte Bitterkeit und Wut, die Ohnmacht im Angesicht der gesellschaftlichen Zustände der Zeit, aber auch die

18 In: Pfarrarchiv Essen-Stoppenberg.

alltäglichen Nöte von Arbeit und Familienleben, wie sie sich in dieser Dichtung spiegeln, zu verstehen.

Nach 1874 war die Montanindustrie des Ruhrgebiets in ihre erste tiefe Absatzstockung geraten, die sich während einiger Jahre in rückläufiger Produktion, durchgängig jedoch in einer scharfen Preisdeflation niederschlug. In dieser Krise haben sich die Kräfte des erst im Jahrzehnt zuvor errichteten freien Markts erstmals mit voller Wucht gegen die Bergarbeiterschaft gekehrt. Die Unternehmerschaft verfolgte seit 1875 einen Kurs der Lohnreduktion um jeden Preis, der um 1879 selbst in unternehmerfreundlichen Kreisen zu der Feststellung veranlaßte, das Maximum an Selbstkosteneinsparungen sei nun erreicht; jede weitere Lohnkürzung werde die Arbeiterschaft in absolute Verarmung stürzen. Mit dieser Politik einher gingen versteckte oder offene Arbeitszeitverlängerungen, zeitweise Massenentlassungen, im Betrieb aber eine an der Entwicklung der Arbeitsordnungen nachweisliche Politik der rigiden Disziplinierung der Arbeiterschaft. Deren frühe Streiks in den 70er und 80er Jahren sind durchweg von einer organisierten Gegenmacht von Unternehmern und Behörden wirkungsvoll bekämpft worden.

Wenn je in der Geschichte der Arbeiterschaft im Ruhrgebiet, dann waren in diesen 70er und 80er Jahren Zustände erreicht, die der Arbeiterschaft ihre Ohnmacht und ihr Ausgeliefertsein zur kollektiven Erfahrung machen mußten. Wir wissen beispielsweise, daß die Chance zum Erwerb von Hausbesitz unter Arbeitern in diesen Jahren sank, was überaus deutlich die zunehmende Aussichtslosigkeit des Proletariatsdaseins veranschaulicht. Auch hat sich während dieser beiden Jahrzehnte in der Arbeiterschaft ein Strukturwandel insoweit vollzogen, als die erste Generation der Industriearbeiterschaft, die von den Anpassungszwängen der neuen Arbeitsorganisation am meisten betroffen gewesen war und hierauf im allgemeinen noch nicht oder erst zögernd mit dem Mittel der Organisation geantwortet hatte, nunmehr durch die Generation ihrer Kinder, der „geborenen Proletarier“, abgelöst wurde – einer Generation mithin, die schon in ihren Kindheitserfahrungen die graue industrielle Umwelt, die Zwänge des Arbeiterdaseins und seine Entbehrungen, die unerhörte Dynamik der industriellen Entwicklung mit immer neuen Expansionsschüben, immer neuen Verschiebungen in der Zusammensetzung des Arbeitskräftepotentials durch Umstrukturierung und Zuwanderung erlebte.¹⁹ Es ist vor allem diese jüngere, nachgeborene Generation gewesen, die den Aufschwung der Bergarbeiterbewegung zum Ende des Sozialistengesetzes, als die politischen Fesseln gefallen waren, getragen hat.²⁰

19 S. hierzu bes. Hartmut Zwahr, Die Konstituierung des Proletariats als Klasse. Strukturuntersuchung über das Leipziger Proletariat während der industriellen Revolution, Berlin [O] 1978.

20 Hierzu: Knut Hartmann, Der Weg zur gewerkschaftlichen Organisation. Bergarbeiterbewegung und kapitalistischer Bergbau im Ruhrgebiet, 1851-1889, München 1977, S. 177ff.; Max Jürgen Koch, Die Bergarbeiterbewegung im Ruhrgebiet zur Zeit Wilhelms II. (1889-1914), Düsseldorf 1954.

Arbeiterdasein war für diese Menschen unentrinnbar, und jede Vorspiegelung eines freundlicheren Schicksals entlarvte sich ihnen als übelwollende Ideologie, als unsachliche und unzeitgemäße Verherrlichung eines grauen, zwanghaften, monotonen Alltags. Dies ist der Grundton der Bergarbeiterdichtung nach 1890. Sie ist, weil sie die Zustände anprangert, nach Ursachen sucht und die Verursacher anklagt – bis hin in die höchsten Spitzen des Staats –, gewiß politische Lyrik, sie ist aber auch mehr, nämlich eigenständige Verinnerlichung der neuen Lebenswelt und pointierte Wertsetzung in ihr. Ein Beispiel für diese Wertsetzung gleichsam aus dem Gegenteil ist Kämpchens Gedicht „Paradeknappen“, das gegen die Entwicklung der Knappen- zu „Klimbimvereinen“, wie sie nun auch von christlicher Seite apostrophiert wurden, gerichtet war:²¹

Ja ihr seid mir nette Knaben,
 wollt allein nicht Kohlen graben,
 mit dem Körper, mit dem siechen,

 nein, dabei noch wedeln, kriechen
 und als echte, rechte Schranzen
 hurtig nach der Pfeife tanzen.

Man spürt hier sofort – es handelt sich um die Schlußstrophen eines Sonetts, das zu den bevorzugten Liedformen der Bergarbeiterlyrik gehörte – eine zunehmende formale und sprachliche Übung. Als positives Beispiel solcher Wertschätzung, und zwar von christlicher Seite, sei ein Gedicht von Ludwig Kessing, „Männer vom Grund!“, zitiert:²²

Männer der Nacht!
 Kühn drum bedacht:
 Lernen wir selbst uns erkennen,
 Wird man uns ehrend gleich nennen,
 Fürchtend die Macht.

Aufruf, dringender Appell zur Selbsterkenntnis und Selbsteinschätzung durchzieht diese Verse, und als Ergebnis von Lageeinschätzung und Bewußtwerdung ist gewiß: Einigkeit, Solidarität aller Arbeiter, die wichtigsten Voraussetzungen zum Kampf gegen „Übermut und Herrentruzung“, wie Kämpchen einmal unter dem Titel „Galgenhumor“ schreibt.²³ „Die Einigkeit soll leben, der

21 Zit. n. Schwarze Solidarität, S. 24. Vgl. Der Bergknappe Nr. 8/1910 („Klimbim-Vereine!“) sowie ebd. Nr. 29/1910, „Bergmannsfest“: „Oh du armer Bergmannsstand / Den ein Fetzen goldnes Band / Ehr- und rechtlos machte!“ (Friedrich Walter).

22 Der Bergknappe Nr. 12/1914.

23 Schwarze Solidarität, S. 13.

Sieg nach langer Schicht!“, ruft ähnlich Kessing 1899 aus,²⁴ und dasselbe Bild vom langen Weg durch die Nacht der Grubenarbeit zum hell erstrahlenden Licht von Freiheit und Frieden spricht aus einem Gedicht unter dem Titel „Was ich will!“ aus dem Jahre 1895:²⁵

Durch die Nacht zum Freiheitslichte,
Bis mit Gott aus diesem Streit
Einst uns reifen Friedensfrüchte.

Der ältere Nebensinn der Nacht/Tag-Metaphorik, der Bezug zur gefährlichen Grubenarbeit in der Gewißheit der „letzten Schicht“, wird in den jüngeren Zeugnissen umgedeutet zur Freiheits- und Friedenssehnsucht. Im Gedicht eines anonymen Verfassers, „Der Grubenarbeiter“, heißt es 1901:²⁶

Nur das ist in Ehren
Mein einzig Begehren
Im dunklen Grunde
Zu jeglicher Stunde
Beschwerliche Schicht:
Ich will zu Licht!

„Glückauf, Kameraden, durch Nacht und Licht!“ beginnt auch Kämpchens berühmtes „Internationales Knappenlied“ von 1889, dessen wohl deutlichste Verse lauten:²⁷

Wir sind keine rohe, verwilderte Schar,
Wir wollen nur menschliche Rechte,
Wir krümmen keinem Kinde ein Haar,
Doch sind wir auch klar zum Gefechte,
Zum Kampf für unser gutes Recht,
Ein Freier zu sein, doch kein höriger Knecht.

Auch hier klingt ein Topos des bergmännischen Traditionalismus auf: jener des Wiedererringens des guten alten Rechts. Doch ist bei Kämpchen darunter nicht einfach die Wiederherstellung ständischer Privilegien gemeint. Es geht vielmehr um bürgerliche Freiheiten, um das Recht, gleichermaßen anerkannt, gleichermaßen geehrt zu werden als Mensch und Staatsbürger wie jeder andere Mensch und

24 „Standesstolz“, in: Der Bergknappe Nr. 27/1899.

25 Der Bergknappe, Probenummer, 1895.

26 Ebd. Nr. 2/1901.

27 Zit. n. Schwarze Solidarität, S. 10.

Staatsbürger auch, um das Recht schließlich auf Mitgestaltung der eigenen Verhältnisse und der Gesellschaft überhaupt. All dies wird in die Licht-Dunkel-Metaphorik gekleidet, wie Kessing 1913 unter dem Titel „Hoch oben – tief unten“ formuliert:²⁸

Schelmisches Lächeln, erstrahlend Gesicht,
Blumen und Düfte in Leben voll Licht.
Aber tief unten, welch' anderes Bild!
Schaffende Menschen, vom Schicksal gedrillt.
[. . .]
Oben und unten! Dieselbige Welt,
Doch wie verschieden die Bilder gestellt!
Freies Gebieten und – zwingende Pflicht,
Frohes Genießen und – stiller Verzicht,
Lichter und Schatten! O Erde voll Fehl,
Wenig nur gilt dir der Seele Juwel.

Wie dies in diesen Versen anklingt, wird vielfach der locus amoenus, die Beschreibung der reizenden Landschaft, in die Licht-Dunkel-Metaphorik integriert oder selbst zur tragenden Metapher eines Gedichts erhoben. Wohl das klassische Beispiel des locus amoenus ist Goethes „Mignon“ mit dem Eingangsvers: „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn?“ Ludwig Kessing zitiert das Gedicht in seinen Strophen unter dem Titel: „Sagt, kennt ihr –?“, wo es unter anderem heißt:²⁹

Kennt ihr des Bergmanns Blume?
Sie sprießt auf seinem Beet,
Wenn Grubenholz im Baue
In Fäulnis übergeht.

Das Bild ist Teil eines im gesamten Gedicht „gestörten“ locus amoenus, wie er seit der Spätromantik in der Satire und später in der sozialkritischen Lyrik vermehrt als Stilmittel hervortritt; es ist freilich mehr als das: Inhaltlich wird das bergmännische Dasein nicht mehr in der Metapher der „letzten Schicht“ verklärt, sondern auf die realistischen Todesgefahren unter Tage bezogen, wobei sich der Kontrast durch die Assoziation lieblichen Dufts mit „Blume“ entgegen dem Geruch faulenden Grubenholzes noch verstärkt. Vor dem Hintergrund lyrischer

28 Der Bergknappe Nr. 52/1913. Vgl. auch Fritz Olk, „Arbeit“: „Sonnenstrahlen sind leichte Dirnen / Lieben nur die roten Wangen / Werden nie die Arbeitsstirnen / In Lieb und Kuß umfassen.“ Zit. n. Arbeiter-Philosophen und -Dichter, hrsg. v. Adolf Levenstein, Bd. 1, Berlin 1909, S. 13.

29 Ebd. Nr. 12/1913. Vgl. zur „Grubenluft“ etwa F. L. Fischer, Arbeiterschicksale, Berlin 1906, S. 82.

Formtradition läßt sich der Arbeitsalltag kaum wirkungsvoller als mit Hilfe des „gestörten“ locus amoenus deuten. Die nächsten Verse lauten:

Und kennt ihr seine [des Bergmanns] Düfte?
 Ein eigner, morscher Hauch
 Durchsetzte Wetter, Gase,
 Und dichter, scharfer Rauch.

Die Untertage-Welt also als Gegenwelt zur liebreizenden Landschaft, und dies mit dem Unterton einer bangen Todesangst. Denn nichts als die hochgiftigen Nachschwaden der katastrophalen Schlagwetterexplosionen im Bergbau ist mit diesen Versen gemeint. Und wieder endet das Gedicht:

In seinem [des Bergmanns] Opferleben
 Für euch noch ein Gebet,
 Bis es nach Nacht und Dunkel
 Zu ew'gem Lichte geht.

Nirgendwo gewinnt die Bergarbeiterdichtung eine vergleichbare Eindringlichkeit als in den Deutungen der Arbeitswelt, und die benutzten dichterischen Stilmittel stehen in keiner Weise den „klassischen“ Vorbildern nach, mehr noch, wo sie benutzt werden, sind sie am Platze, nicht aufgesetzt, nicht künstlich, wie allein die bei allem einfach gebliebene, realistische Sprache verrät. Ludwig Kessing hat ein weiteres, von religiöser Daseinshoffnung getragenes Gedicht unter dem kennzeichnenden Titel „Haue und Harfe“ geschrieben, wo sich eine ähnliche, freilich weitaus optimistischere Deutung des Arbeitsalltags findet.³⁰ Auch Heinrich Kämpchen nutzt in einem Agitationsgedicht „Auf der Schwarzen Liste“, das sich gegen die Praxis der Maßregelung streikender Bergarbeiter durch deren wechselseitige Denunziation zwischen den Zechenleitungen wendet, den locus amoenus zur Kontrastierung einer unstillbaren Natursehnsucht mit wahnwitziger Existenznot:³¹

Wohl lacht und lockt der junge Mai,
 Es blüht und duftet um die Wette,
 Ich taumle irren Sinns vorbei,
 Geschleift an meiner Armut Kette.

Kämpchen hat überhaupt in der Darstellung und Deutung der Alltagsnot in der

30 Der Bergknappe Nr. 3/1914.

31 Zit. n. Schwarze Solidarität, S. 17; vgl. auch „Bergmanns Maischwur“, in: Maizeitung Berlin 1897, zit. n. Maijournal in ötv-Magazin, bearb. v. Gerhard Beier, Stuttgart o. J. [1980].

Bergarbeiterfamilie eine starke, anklagende Innigkeit erreicht. In seinem Gedicht „Lohntag“³² wird die Enge der familiären Haushaltsverhältnisse beschrieben, indem die Bergarbeiterfrau die einzelnen lebensnotwendigen Bedürfnisse vom völlig unzureichenden Lohn zu befriedigen sucht. Die Schlußverse lauten:

Was nun? Sie weiß es nimmer
In ihrer großen Not.
Der Lohntag ist gekommen –
Am liebsten wär' sie tot.

Die Freude des Geldes, die „Geldillusion“³³ – der Lohntag war immer ein Tag geschäftigen und festlichen Treibens in den Bergarbeiterkolonien – und die krasse Aussichtslosigkeit, irgendwie bis zum nächsten Lohntag die hungrigen Mäuler in der Bergarbeiterfamilie zu stopfen, drängen im selben Vers zusammen.

Die Bergarbeiterdichtung erreicht nicht immer diese eindrucksvolle Betroffenheit. Viel daran blieb Gelegenheitsdichtung, und manchmal nicht einmal von dem Niveau des eingangs zitierten Beispiels „Zum Kaisergeburtstag“. So lautet ein ähnliches Widmungsgedicht von Kessing „Des Bergmanns Töchterlein“,³⁴ und vier Strophen enden jeweils in einem variierten Refrain, der dem Kaiser gilt:

Ich selber ruf: O Kaiser mein,
Dich grüßt des Bergmanns Töchterlein.

Schlechte Gedichte wurden insbesondere in den Dienst der Auseinandersetzungen zwischen den gewerkschaftlichen Verbänden gestellt, etwa unter dem Titel: „Lügen haben kurze Beine“,³⁵ wo es hieß:

Lehrt sie durchschau'n die roten Heuchlerspiele,
Hierzu – und zu der Wahrheit froh „Glück auf“.

Ein anderes Agitationsgedicht entstand in Kreisen des sozialdemokratischen Alten Verbands anlässlich der sog. Herner Polenrevolte 1899, als ein Streik junger polnischer Schlepper von Militär und Polizei niedergeschossen worden war:³⁶

32 Ebd., S. 19; vgl. Köpping, *Standesbewußtsein*, S. 100f.

33 Vgl. Michelle Perrot, *Les ouvriers en grève. France 1871-1890*, Bd. 1, Paris/La Haye 1974, S. 127ff.

34 *Der Bergknappe* Nr. 5/1913.

35 Ebd., Nr. 33/1903.

36 *Deutsche Berg- und Hüttenarbeiter-Zeitung* Nr. 26/1899, unter dem Titel „Herne“, eingerahmt von zwei großen Kreuzen. Vgl. Klaus Tenfelde, *Die „Krawalle von Herne“ im Jahre 1899*, in: *Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung* 15 (1979), S. 71-104.

Wieder hat's im Bergrevier geknallt,
 Aber unten nicht im Wetterschachte –
 Jammerruf und Sterberöcheln schallt,
 Droben, wo die Wetter nimmer krachte.
 [. . .]

Ist vielleicht der arme Pole schuld,
 Er, den man in Stumpfsinn auferzogen? –
 [. . .]
 Oder ist der Bergmann minder gut,
 Weil ihm Polster fehlt und Seidenkissen? –
 Wer ist schuld an dem vergoss'nen Blut,
 Wer hat diese Tat auf dem Gewissen?

Hier wird besonders deutlich, daß die Bergarbeiterdichtung stets unter einem, sei es überwiegend gewerkschaftlich-politischen, sei es auch nur lehrhaft-erzieherischen Nebenzweck gestanden hat. Man wollte keine bloße Erbauung stiften, man wollte belehren, agitieren, organisieren. Dies galt für alle Seiten des politischen Spektrums. Kessing etwa schreibt:³⁷

Ihr Frauen, nun lasset zur Stunde euch mahnen!
 Es weh'n auf errichteten Schanzen die Fahnen!
 Es ladet zum Sammeln der Hörner Signal!
 Ein frohes Sich-Rühren auf Berg und Tal.

Zum Hintergrund dieser Verse gehört die Erfahrung, daß die Solidarität von Streikenden nicht selten gerade am heimischen Herd, unter den Vorwürfen der Ehefrauen, zerbrach. Der Appell an Selbstvertrauen und Solidarität wird oft gar zum zentralen Gegenstand eines Gedichts. Unter dem Eingangsvers „Wie herrlich ist's doch in der Bergmannswelt für uns're Kohlenjunker eingerichtet“ heißt es beispielsweise 1894:³⁸

Nur du allein, du armer Sohn der Nacht,
 Du selber nur kannst Änderung hier schaffen.
 Erhebe dich, entfalte deine Macht!
 Laß dich nicht länger drücken und erschlaffen!
 [. . .]
 Hilf selber dir und trau der eig'nen Kraft,
 Sie kann allein vom Untergang dich retten;

37 Der Bergknappe Nr. 31/1913.

38 Deutsche Berg- und Hüttenarbeiter-Zeitung Nr. 30/1894.

Doch nur, wenn sie vereinigt wirkt und schafft,
Hat sie die Macht zu sprengen deine Ketten.

Der lehrhaft-kämpferische Gestus konzentriert sich allerdings keineswegs auf verbands- und interessenpolitische Ziele; er greift weit darüber hinaus, entfaltet sich im Sinne einer umfassend zivilisatorischen Mission des Arbeiterdichters. Ein treffendes, sprachlich wohl einzigartiges Beispiel hierfür liefert wieder Kämpchen:³⁹

Ich bin ein Hasser
Dem Feuerwasser,
Den Wirtshausläufern,
Den Fuselsäufern,
Den Schnapsgesellen,
Stupid und blind,
Die ihrem Hause
Die Hölle sind.
O diese Rasse,
Wie ich sie hasse!

Man kann nach diesen Beispielen innerhalb der Bergarbeiterlyrik mindestens drei Gattungen unterscheiden: Zunächst die einfache Gelegenheitsdichtung der Vereine und Verbände aus verschiedenen, stets festlichen Anlässen, die offenbar auch chronologisch an der Schwelle der wichtigeren, gewiß besonders eindrucksvollen Dichtung des Arbeitsalltags steht. Drittens schließlich die Lehr- und Kampfdichtung. Doch verwischen die Gattungen, wie dies natürlich ist. Epische und dramatische Zeugnisse von Bergarbeiterdichtung finden sich vor 1914 erst selten. Wir kennen leider kein Beispiel jener vielen in Knappenvereinen aufgeführten Theaterstücke wohl meist trivialen, religiösen und volkstümlichen Zuschnitts; ein eigenes Drama ist, sieht man von Lu Märten's einmal ab, in der deutschen Bergarbeiterdichtung erst später entstanden, und epische Dichtungen, die in der Bergarbeiterdichtung anderer Länder im Vordergrund stehen, sind im Ruhrgebiet seltener.⁴⁰ Auch unterscheidet die politische Schärfe, wie sie sich nicht zuletzt aus den gesellschaftlichen und Verfassungsverhältnissen der Kaiserzeit erklärt, die Lyrik des Ruhrgebiets deutlich etwa von der amerikanischen Bergarbeiter-Folklore.⁴¹ Auch daß der Arbeitsplatz, weniger die Kommune der

39 Zit. n. Schwarze Solidarität, S. 22.

40 Vgl. die Briefe des Gladbecker Hauers Max Lotz, in: Aus der Tiefe. Arbeiterbriefe. Beiträge zur Seelen-Analyse moderner Arbeiter, hrsg. v. Adolf Levenstein, Berlin 1909, S. 7-81.

41 Vgl. etwa Robert Colls, *The Collier's Rant. Song and Culture in the Industrial Village*, Totowa, N. J. 1977; s. auch die Kompilation von Wolfgang Paul, *Mining Lore*, Portland 1970, sowie: Wayland D.

Bergarbeiter, im Vordergrund unserer Beispiele steht, kennzeichnet die deutsche Bergarbeiterlyrik. Typisch hierfür sind die Verse von Gerrit Engelke, dem sehr früh verstorbenen, hoffnungsvollen Bergarbeiterdichter, der in seinem berühmten „Lied der Kohlenhauer“ lautmalend schreibt:⁴²

Wir pochen und pochen durch Wochen und Jahre,
Wir fahren lichtauf – mit „Glückauf“ dann hinab –
[. . .]
Wir wracken, wir hacken
Mit hangendem Nacken
Im wachsenden Schacht
Bei Tage, bei Nacht.

Einige Verse über das Selbst des Bergarbeiterdichters finden sich schließlich bei Hans Marchwitza:⁴³

Ich schreibe –
Ich weiß,
Ich schreibe nicht fein.
icht fein genug
Für die Feinen.
Meine Verse sind roh
Und gemein.
Ich schreibe Heulen
Statt Weinen.
Ich schreibe nicht fein.
Ihr Feinen,
Ich weiß: Das Schöne
Fehlt meinem Gedicht.
Es riecht nach Not
Und Blut und Schweiß,
Doch schwarz ist schwarz
Nicht grün oder weiß.
Und Hölle ist Hölle
Und höllenheiß.

Hand, American Occupational and Industrial Folklore: The Miner, in: Kontakte und Grenzen. Festschrift für Gerhard Heilfurth, Göttingen 1969, S. 453-460; George Korson, Black rock. Mining folklore of the Pennsylvanian Dutch, Baltimore 1960.

42 Zit. n. Schwarze Solidarität, S. 70. Zu Engelke s. Kurt Morawietz, „Mich aber schaue, Tod.“ Gerrit Engelke 1880-1918, Hannover 1980, sowie die Edition: Gerrit Engelke, „Rhythmus des neuen Europa.“ Das Gesamtwerk, Hannover 1980.

43 Zit. n. Schwarze Solidarität, S. 72.

Das gerade auf Einfachheit und tagtägliche Wirklichkeit gestützte Selbstbewußtsein dieses Autors kontrastiert scharf zu der oben zitierten, floskelhaften Bescheidenheit des Bergmannsdichters Heinrich Sense. Es stützt sich stets aufs neue auf die Erfahrungen, Empfindungen und Erkenntnisse des Arbeitsalltags. Die Wahrheitssuche dieser Lyrik, ihre anklagende Forderung nach Rechtlichkeit und Gerechtigkeit nährt sich aus dem Bewußtsein der Rechtlosigkeit, der Ausbeutung und Unterdrückung. Nicht mehr die Faszination des Unergründlichen, Geheimnisvollen und Gefährlichen, sondern Not, Schweiß und „Sklaventum“ wird mit der Untertagewelt verknüpft und, etwa bei Wilhelm Marek, der Sehnsucht nach einer „blühenden Erde“⁴⁴ und in der Licht- und Natursehnsucht dem Wunsche, der Forderung nach Freiheit und Gerechtigkeit in einer neuen Wirklichkeit gegenüber gestellt. Der Gladbecker Hauer Max Lotz, ein krampfhaft um Bildung bemühter und darin durchaus für weite Schichten der Bergarbeiterschaft repräsentativer Autor, findet in seinem Gedicht „Ein Schrei aus der Tiefe“⁴⁵ die folgenden Anreden für seine Mitbergleute: Sehnsuchtssäumige, Elendsgenossen, Mitzertretene, vom Schicksal Verfluchte, Millionenmenschen, Millionenhungerer, Millionenknechte, Millionenseelen, Flitterhaschende, Unterdrückte, Zertrampelte, Zungengelähmte, Ewigblinde.

Die Erinnerung an das „goldene Zeitalter“ ständischer Wert- und Daseinssicherheit, wie sie in der frühen Gebrauchsdichtung der Knappenvereine vorherrscht und in der Bergarbeiterlyrik christlicher Provenienz noch in der Vorkriegszeit nachklingt, ist in solcher „neuen“, kämpferischen und wirklichkeitsnahen Bergarbeiterlyrik überholt und in den Hintergrund gedrängt, als „klügelnde Gebärde“ entlarvt worden. Es ist die Selbstbestimmung, das Zurechtfinden in einer neuen, unverklärten Wirklichkeit, was nun im Vordergrund steht, und im dichterischen Bild erscheint die ehemals lebendige Überlieferung nur noch als Formtradition, als Reservoir von Motiven und Metaphern, das zunehmend von den bildhaften Verdichtungen des Bergarbeiteralltags verdrängt wird. Das Verhältnis von Alltag und Überlieferung hat sich grundlegend zugunsten des ersteren verschoben und in dieser Verschiebung neue Formen der Wirklichkeitsdeutung hervorgebracht.

Läßt sich die Bergarbeiterdichtung vor 1914 unter dem Rubrum „sozialistische Literatur“ einordnen?⁴⁶ Wer dies bejaht, der stellt in erster Linie auf die didaktischen und kämpferischen Akzente dieser Lyrik vor dem Leitbild einer erhofften, besseren Zukunft ab. Es ist in der Tat diese Zukunftshoffnung, die das eigentlich Verbindende zwischen Autoren und Rezipienten der Bergarbeiterdich-

44 „Im Bergwerk“, zit. n. Arbeiter-Philosophen, S. 66.

45 Zit. n. Aus der Tiefe, S. 5f.

46 Vgl. zur anschwellenden wissenschaftlichen Literatur über dieses Thema die Arbeit von Trommler (Anm. 2) sowie den Überblick von Gerald Stieg/Bernd Witte, Abriß einer Geschichte der deutschen Arbeiterliteratur, Stuttgart 1973.

tung vor 1914 schafft. Sie ist indessen, wenn sich auch bedeutsame Unterschiede in der Akzentuierung von Tradition und Alltag zwischen den dichterischen Zeugnissen aus dem Umkreis des sozialdemokratischen Alten Verbands und aus jenem des Gewerkvereins christlicher Bergleute zeigen lassen, weithin frei von weltanschaulicher Festlegung geblieben. Weder erweist sich die christliche Verbandsdichtung als dezidiert religiös, noch neigt die freigewerkschaftliche Verbandsdichtung zu klassenkämpferischen und sozialismustheoretischen Phrasen; allenfalls das weithin ungestörte, wenn auch nicht kritiklose Verhältnis christlicher Autoren zu Obrigkeit und Kaisertum⁴⁷ kontrastiert scharf zur grundlegenden Obrigkeits- und Systemkritik eines Kämpchen oder Wohlgemuth. Wichtiger erscheint, daß sich in der Deutung von Alltagserfahrungen zu Lernprozessen, in der bildhaften Verdichtung solcher Alltagserfahrungen und in der Bedeutung des Gedichts als Medium der Verständigung auch mit „einfachen“ Menschen kaum bedeutsame Unterschiede zwischen den Zeugnissen gleich welcher politischen Provenienz zeigen. Es steht hierbei auf einem anderen Blatt, daß sozialistische Ideen in einer durch krasse Ausbeutung, mangelnde Partizipation und gesellschaftlich-kulturelle Isolation der Arbeiterschaft gezeichneten Wirklichkeit allemal dem Bergmann, hatte er sich einmal von den überkommenen Verhaltensanforderungen und -zwängen gelöst, als zutreffende Beschreibungen und Deutungen von Wirklichkeit einleuchten mochten und mithin nicht im Widerspruch zu deren zeitgenössischer Verarbeitung in der Bergarbeiterlyrik standen. So gesehen und pointiert ausgedrückt, war die christliche Verbandsdichtung vor 1914 nicht minder sozialistisch als die freigewerkschaftliche. Es scheint, als ob die Zwischenkriegszeit, in der die Bergarbeiterdichtung unter Ausweitung auf andere Gattungen zu einer reichen, nicht minder eindringlichen Überlieferung angeschwollen ist, auch in diesem Punkt neue Entwicklungen gebracht hat.

47 Vgl. das erste in diesem Beitrag zitierte Zeugnis; kennzeichnend auch das Gedicht „Zur Lage“: *Der Bergknappe* 32/8. 8. 1914.